

## **Wie viel Bindung, wie viel Bildung braucht ein Mensch? Werteerziehung zwischen Schule, Familie und Kirche**

Johannes Röser

Für 85 Prozent der Unter-Dreißigjährigen besteht der Sinn des Lebens darin, möglichst viel Spaß zu haben. Genießen, glücklich sein - zwei Drittel der Gesamtbevölkerung sehen darin ihr höchstes Ziel. Entsprechende Daten hatte das *Allensbacher Meinungsforschungsinstitut* zur Fastenzeit im letzten Jahr (2002) veröffentlicht. Die Untersuchungen bestätigen einen einschneidenden Wandel. Vor 25 Jahren sagte bloß ein Viertel der Interviewten, ihr Lebenssinn ergebe sich aus Lebensgenuss. Religion und Gewissen wurden damals weitaus häufiger genannt. "Das zu tun, was Gott von mir erwartet" - einer solchen Aussage stimmen heute nicht einmal mehr fünfzehn Prozent zu. Das hat auch Einfluss auf Werteerziehung und Wertebildung, auf Erziehung und Bildung insgesamt.

Mit dem Zeitalter der autoritären Erziehung ist auch das einer autoritären Werteerziehung seit langem vorbei. Antiautoritär erzieht heute jeder irgendwie - auch wenn laut neuer Umfragen (unter anderem, Emnid) zwei Drittel der Deutschen meinen, dass die Heranwachsenden wieder strenger angepackt, wieder mehr gefordert werden sollten. Die immer neuen Enthüllungen über Stress bereits bei Heranwachsenden, über Versagens- und Schulangst, über Konzentrationschwächen, Unruhe, Getriebensein, über Drogensucht, Jugendgewalt, Fremdenfeindlichkeit, Aggressivität gegen andere wie gegen sich selbst belegen jedenfalls, dass sich die ständig reformierte Lehr- und Lernwelt trotz aller pädagogischen Fortschritte heute keineswegs runder dreht als in früheren Zeiten. Und zu vermuten ist, dass auch nach einer flächendeckenden Einführung von Ganztagschulen die Schüler, Lehrer, Eltern, Politiker, Psychologen, Pädagogen nicht glücklicher sein werden als die vorangegangenen Generationen.

Das soll und darf freilich die Befunde nicht verharmlosen, die Anlass zu großer Sorge geben. Denn nahezu einmütig beobachten alle an der Erziehung Beteiligten - bis hin zu Ärzten -, dass sich unter Kindern und Jugendlichen ein erhebliches Potential von Bindungsstörungen und Verhaltensauffälligkeiten aufgebaut hat, was sich dann nicht selten in bewussten Wert- und Normverletzungen niederschlägt: von der Missachtung gegenüber Autoritätspersonen bis zur massiven Gewaltanwendung gegenüber Gleichaltrigen.

Aus vielen Grundschulen wird berichtet, dass nahezu siebzig Prozent der Schüler über das gewöhnliche Maß hinaus zum Teil erhebliche Schwierigkeiten haben beim Lesen, Schreiben, Rechnen, mit ihrer Motorik, ihrem Verhalten, ihrer Sprechfähigkeit, ihrer Konzentration. Nicht wenige leiden unter körperlichen Störungen, Allergien, Magen-Darm-Problemen. Diese sind eher selten auf organische Ursachen, viel häufiger auf psychosomatische Zusammenhänge zurückzuführen.

Ein großes Problem in der allüberall gegenwärtigen Informations- und Kommunikationsgesellschaft scheint die Einsamkeit, die innere Isolation vieler Kinder zu sein. Man redet über alles, aber irgendwie nicht über das Eigentliche. Man

hat Dauer-Spaß, Ablenkung, Vergnügen. Jeder Wunsch wird einem geradezu von den Lippen abgelesen. Aber diese Wohlstandsvermehrung ersetzt nicht die wesentlichen, dauerhaften, vertrauenswürdigen Beziehungen, schafft nicht den inneren Frieden mitten in den Krisen und Konflikten, die jeder Mensch durchstehen muss. So spricht man von Wohlstandverwahrlosung. Junge Leute haben alles. Das Entscheide haben sie nicht: Raum und Freiheit, die existentiellen Fragen zu stellen, dabei angehört, dazu angeregt und ermutigt zu werden. Wer bringt mich auf die Spur, auf den Geschmack meines inneren Lebens?

Nicht selten verursachen Alkoholismus oder Drogensucht der Eltern, verbunden mit Beziehungskonflikten, die Seelen-Konflikte der Kinder. Viele Heranwachsende sind nachmittags allein zuhause, nicht nur Tage, sondern Wochen, Monate, Jahre auf sich gestellt. Der Schrei der Disziplinlosigkeit - im extremsten Fall bis zum Selbsttötungsversuch - ist oft nichts anderes als ein Schrei nach Geborgenheit.

Von den Erzieherinnen und Erziehern, Lehrerinnen und Lehrer wiederum wird „das Beste für mein Kind“ erwartet. Sie sollen im Nachwuchs die Neugier wecken, Wissen vermitteln, Werte weitergeben, zu sozialem Verhalten befähigen und dafür sorgen, dass alle dabei auch noch Spaß haben, Lust am Lernen - als Erlebnis, als „Fun“, als „Kick“. Was aber, wenn Lernen - und eben auch Wertelernen - nicht nur Spaß macht, wenn es Disziplin verlangt, Askese, Härte, Mühsal, Ausdauer, Übung, Prüfung, eine gehörige Portion Verzicht auf Selbstverwirklichung? Was ist, wenn Lernen langweilig ist, immer auch irgendwie langweilig sein muss, weil Langeweile die vielleicht dichteste Form ist, um mit den Tiefen der Erkenntnis in Berührung zu kommen? Weil Langeweile die höchste Spannung und Anspannung ist, um Wesentliches zu erreichen? Weil gefüllte Langeweile höchste Konzentration freisetzt?

Auch die Lehrer leiden - an Überforderung. Sie sind die Projektionsfläche vielfältigster Ansichten und Bedürfnisse. Vor allem sollen sie aus dem Wunschkind der Eltern das Wunderkind machen. Sie sollen Voraussetzungen schaffen und nachholen, die zuhause versäumt werden. Sie sollen den Stoff vermitteln, für die seelische Zufriedenheit der Schüler sorgen, Vater- und Mutterersatz sein, manchmal Partner, sogar Freund. Sie sollen darüber hinaus Familienkonflikte, Beziehungskrisen, Liebesangelegenheiten bewältigen helfen. Die Konsequenzen sind ebenfalls gesundheitlich längst messbar. Ein Drittel der Lehrer fühlt sich nicht selten bereits nach wenigen Dienstjahren "ausgebrannt". Nicht wenige geben ihren Beruf, den sie einmal mit großem Engagement als Berufung begonnen haben, frühzeitig auf. Vor allem der tägliche Kleinkrieg zwischen Klassenzimmer und Pausenhof verdirbt häufig die Freude am Fach und an der Erziehung. Insbesondere die gravierend zunehmenden Verhaltensstörungen in den Klassen, Unruhe, dauernde Gereiztheit und Aggressivität einzelner Schüler, Disziplinlosigkeit und offen zur Schau gestellte Lernunwilligkeit machen den Pädagogen schwer zu schaffen. Hinzu kommt, dass die Eltern der besonders schwer „erziehbaren“ Schülerinnen und Schüler oft überhaupt kein Interesse zeigen, sich damit auseinanderzusetzen. Nicht selten heißt es einfach: „Bei mir ist das Kind brav, wieso bei Ihnen nicht?“ Der Lehrer ist meistens der erste Sündenbock. Ihm wird vorgeworfen zu versagen. Er sei zu schlecht ausgebildet, zu wenig motiviert, zu leistungsunwillig, zu faul. Eine über viele Jahre auch durch die Medien kräftig genährte Spirale des Grundmisstrauens gegen den Beamten Lehrer mit angeblich doch so viel Freizeit hat ihren Teil dazu beigetragen, auf diesem Feld mehr zu verdunkeln als zu erhellen. Doch gibt es eben - wie immer - viele Ursachen. Ei-

ne wesentliche liegt im gesellschaftlichen Wandel, im Wertewandel der Erwachsenenwelt.

Soziologen beobachten seit langem eine sogenannte Infantilisierung, eine Verkindlichung der Lebensgefühle und Lebensstile gerade in der mittleren und jüngeren Generation der Erwachsenen. Früher war man mit 21 volljährig, mündig, Staatsbürger - endgültig reif mit allen Rechten und Pflichten. Inzwischen ist man das amtlich mit 18. Aber zugleich ist und bleibt man immer noch „Jugendlicher“, selbst mit 25, 28, 30 Jahren. Und sogar Vierzigjährige meinen nicht selten, sie gehörten doch noch zur jungen Generation. Der Erwachsene ist zum „Berufsjugendlichen“ geworden, zum Jugendlichen aus Leidenschaft. Wann hat man den Mut, an sich selbst anzuerkennen, dass man jetzt anders ist, älter geworden, dass man neben Wünschen viel mehr Verantwortung hat, neben Rechten auch Pflichten - darunter vor allem die Pflicht, erwachsen zu sein, andere zu zum Erwachsenwerden zu erziehen, Grenzen zu setzen und Perspektiven anzuregen, nicht nur zu lernen, sondern wirklich: zu lehren, Autorität wahrzunehmen, Wissen weiterzugeben, Erkenntnis und Anstrengung zu verlangen.

Der Drang zur ewigen Jugend, hat natürlich seine gesellschaftlichen Gründe. Zum einen ist man heute stärker als früher gezwungen, ein Leben lang zu lernen, sich immer wieder zu ändern, mobil und flexibel zu bleiben - eben jugendlich, wandelbar, anpassungsfähig, immer fit. Allein schon die Ausbildungszeiten haben sich erheblich verändert. Während Stammes-Kulturen Riten der Initiation kennen, mit denen man eines Tages ein für allemal sein Kindsein ablegt - auch religiös - und unumkehrbar ins Erwachsenenalter tritt und damit fest die Wertekultur der Erwachsenen übernimmt, ist diese klare Schwelle in unserer gesellschaftlich erwünschten Kultur des Offenhaltens faktisch verschwunden.

Beruf wie Freizeit verlangen und fördern den permanenten Jugendkult. Jugendlich soll ich sein von der Wiege bis zur Bahre, auf jeden Fall über die bisher gültige Renteneintrittsschwelle hinaus. Mindestens bis 67 ganz flexibel, offen. Am besten: nie fertig, nie reif, nie festgelegt, sondern möglichst immer spielerisch, immer ausprobierend, immer irgendwie kindlich - vielleicht dann aber doch auch kindisch?

Das Kind im Manne ist längst nicht mehr nur auf die Spielzeugeisenbahn begrenzt. Wir erleben eine vielfältige Regression, in der Erwachsene ihre Jugendträume schwärmerisch nachphantasieren - etwa dann, wenn ihre eigenen Kinder die ersten Liebesromanzen haben. Die „verbotene Liebe“, die rebellische oder romantische Liebe des Nachwuchses wird nicht selten von den Eltern „vereinahmt“. Man sieht sich in den Kindern wieder, träumt sich in deren Liebschaften hinein und träumt die eigenen früheren Liebschaften nach. Im Extremfall führt die Verkindlichung der eigenen Phantasien dazu, das Kind mit einem geradezu kindisch gesteigerten Behütungsinstinkt zu überziehen, ihm sogar einen geschützten Raum anzubieten, den man selbst früher nicht hatte. Die Eltern fahren extra weg, damit sich die Kinder frei, doch „behütet“ vergnügen können, wobei man aus der Ferne ständig per Handy anruft, ob auch alles okay ist. Damit es dem Kind rundum gut geht, muss es störungsfrei abgesichert werden. Geradezu skurril wird diese Infantilisierung, wenn die Mutter meint, die Bettwäsche für die Liebesnacht richten zu müssen - und womöglich unaufdringlich-aufdringlich auch noch die Kondome kauft, damit auch ja nichts Unvorhergesehenes passiert. Oder wenn der Vater dafür sorgt, dass auch genug Getränke zuhause sind. Auch

soll es ja Eltern geben, die mit dem Sohn oder der Tochter die Studentenbude suchen, ein Appartement einrichten helfen, den Umzug organisieren und mitkommen, damit die Immatrikulation an den Uni auch richtig klappt. Nicht selten kommen die Eltern der werdenden Mutter, des werdenden Vaters - also Oma und Opa - in den Kreißaal mit, um die Geburt des Enkelkindes mitzuerleben.

Eine ganz andere Art der Infantilisierung der Erwachsenenwelt zeigt sich in der erschreckend zunehmenden Unfähigkeit, sich zu binden. Die hohe Zahl kaputter Familien und Ehescheidungen, die ständige Jagd nach dem Traummann und der Traumfrau für die nächste Lebensabschnitts-Partnerschaft ist bei aller Tragik Ausdruck einer inneren Verweigerung, erwachsen werden zu wollen. Denn zu einer erwachsenen Beziehung gehört auch, sich daran abzuarbeiten, um die Liebe ständig zu kämpfen, auch zu streiten, Frustrationstoleranz zu entwickeln, vor allem die Herausforderung, sich selbst am Partner weiterzuentwickeln, nicht stehenzubleiben.

"Ich bin der dritte Mann meiner zweiten Frau..." Zwischen infantiler Bindungsunfähigkeit Erwachsener und Bildungsnot von Kindern gibt es klare seelische Zusammenhänge, was auch die Wertebildung blockiert. Über fünfzehn Prozent aller Familien in unserer Gesellschaft sind Ein-Eltern-Familien, in denen die Kinder meist ihren Vater nicht kennen oder keinen Kontakt zu ihm haben. Diese Heranwachsenden leben bei der Mutter. Die matrilineare Lebensform hat sich in weiten Teilen unserer angeblich patriarchalisch geprägten Kultur längst durchgesetzt. Das Elternhaus ist das Mutterhaus. Die Kinder ziehen mit der Mutter von Partner zu Partner. In Krisenzeiten kümmert sich die Mutter der Mutter um die Kinder. Das alltägliche Chaos der Beziehungskisten begünstigt psychische Störungen unter nicht wenigen Kindern. Der Beziehungsstress der Erwachsenen überträgt sich direkt auf den Nachwuchs. Nicht alle Kinder und Jugendliche sind innerlich so stark, dass sie diesem Widerstreit der Emotionen gewachsen wären. Die Werteerziehung der Jüngeren beginnt bei der Selbst-Erziehung ihrer Eltern. Zusehends bestätigen sich solche Zusammenhänge zwischen Bindung und Bildung, Wertebindung und Wertebildung auch hirneurobiologisch. Der Göttinger Hirnforscher *Gerald Hüther*, der als Neurobiologe seit langem unter anderem in der Stressforschung arbeitet, hat die Lernfähigkeit, das Verhalten und die emotionale Kompetenz Heranwachsender in Bezug auf die seelisch-geistigen Zuwendung ihrer Bezugspersonen untersucht. Nach seinen Erkenntnissen hängt die gesamte organische Entwicklung des Gehirns, der Aufbau komplexer Verknüpfungen zwischen den über zehn Milliarden Nervenzellen - zum Teil mehrere zehntausendfach miteinander verschaltet - wesentlich von Bindungsfähigkeit ab. Die alte Vermutung lässt sich inzwischen durch die Hirnforschung belegen: Grundgeborgenheit erleichtert das Lernen, das Einüben und Anerkennen von Werten. Sie verbessert das Gehirn und seine Leistungen nicht nur rational-kognitiv, sondern ebenso emotional-sozial, was wieder zurückwirkt. Vereinfacht gesagt: Nächstenliebe ist gut auch fürs Gehirn. Umgekehrt: Liebesentzug erschwert das Lernen, lähmt die Fähigkeit, mit dem natürlichen Stress und der natürlichen Angst produktiv umzugehen, diese zum Wohl der ganzheitlich-personalen Entwicklung zu nutzen.

Hüther korrigiert die klassische Ansicht, wonach das Gehirn vor allem ein Denkorgan sei. Weitaus mehr ist es ein Sozialorgan. Im Gehirn beginnt alle Erziehung und Selbsterziehung. Der Neurobiologe kritisiert den modischen genetischen Reduktionismus, der so tut, als ob alle menschlichen Entfaltungsmöglich-

keiten einseitig materiell vom Erbcodex vorherbestimmt seien. Hirnphysiologische Experimente zeigen vielmehr ein ungeheures leistungsfähiges Spiel zwischen Materie und Geist, Geist und Materie, Innenwelt und Außenwelt, Außenwelt und Innenwelt. Geborgenheit befähigt zur Neugier, zu einem sachgerechten Umgang mit dem ungewohnt Neuen, das natürlich zuerst Angst, Stress macht. Wer sich jedoch gebunden fühlt, kann angesichts des Neuen Neugier entwickeln und in seinem Gehirn Verknüpfungen umschalten, erweitern, verbessern, vielfältigen, sich mithilfe dieser höheren Komplexität von festgefahrenen Gewohnheiten emanzipieren. So erreicht der Mensch einen atemberaubenden, unvorhersehbaren Entwicklungsweg: Freiheit. Die neuen, komplexeren Schaltungen helfen ihm, Probleme auf einer höheren Ebene zu bewältigen und so wieder Vertrauen zu stiften, um noch schwierigere Aufgaben anzugehen. Eine Grundbindung, ein Grundvertrauen ist daher dringend notwendig, um die Leistungsfähigkeit des Gehirns anzuregen und immer weitere Hirnzellen-Verschaltungen mit immer höherer Komplexität zu entwickeln. Das wiederum hilft, sich in einem komplizierten Leben besser zurechtzufinden. Bindung beflügelt Bildung in einem umfassenden Sinne: rational wie emotional. Hier liegt die bisher weitgehend unterschätzte hirnphysiologische Wurzel aller Werteerziehung, ob zuhause, in der Schule oder auch im religiösen Leben.

Der Mensch entwickelt sich als Person nicht automatisch, nicht von selbst, nicht aus einem Tohuwabohu. Er braucht Grund - Ordnung, Bindung und Geborgenheit während seines ganzen Lebens, besonders dringlich in der Kindheit, der Schulzeit, in dichtester Weise vor allem in den ersten drei Jahren des Lebens, ja schon vor der Geburt. Das menschliche Gehirn reift im Gegensatz zum Tier langsam. Es hört nie auf, sich weiterzuentwickeln. Aber der Anfang beginnt rasant. Die Anfangsbedingungen sind grundlegend und später nicht mehr einfach korrigierbar. Auch die beste Schulbildung kann - selbst bei pädagogisch ausgeklügelter Rundumbetreuung - nicht ersetzen, was zu Beginn versäumt wurde, allenfalls manchen Schaden begrenzen. Werteerziehung lässt sich nicht beliebig nachholen, wenn sie anfangs ausfiel.

Hüther spricht von einer „immensen Revolution“ der Hirnforschung, von einem Paradigmenwechsel: „Das Hirn wird so, wie jeder Einzelne es benutzt.“ Der Mensch kann „Programme aufbrechen“ und neue entwerfen. Der Mensch entwirft sich selbst, aber aufgrund anderer, die ihm die Voraussetzungen dafür mitgeben. Das Kind braucht also den Erwachsenen, den erwachsenen Erwachsenen, nicht den infantilen Erwachsenen. Denn das Kind will nicht Kind bleiben, wie manche Erwachsene meinen, die sich ins Kindliche versetzen, sondern es will erwachsen werden und erwachsene Werte entdecken.

Ein Schlüssel zur Einübung in ein erwachsenes Wertebewusstsein von der Freizeit bis zur Schule ist - so der Neurobiologe - die Achtsamkeit. Dass ein Naturwissenschaftler hier einen Begriff verwendet, der durch die Mystik, durch Kontemplation, durchs Gebet geprägt ist, kommt überraschend. Rein hirnphysiologisch kann man nach Hüthers Erkenntnissen feststellen, dass ein Mensch in der Haltung der Achtsamkeit das drei- bis vierfache an Gehirnschaltungen benutzt und aufbaut als in anderen Situationen. Religiöse Wahrnehmung, Gotteserfahrung und Gottesahnung beeinflussen und verändern offenbar auch die Hirnzellen-Verknüpfungen und deren biochemische Wechselwirkungen, das elektrische Feuern der Neuronen. Geist schafft Leben. Die religiös-mystische Erfahrung des Gottesgeistes in Kontemplation und Achtsamkeit ist offenbar nicht gleichgültig für den Bauplan des Gehirns, nicht belanglos für dessen dynamische Entwick-

lungsmöglichkeiten, für die Lernfähigkeit, die Autonomie, die soziale Wertebildung des Menschen.

Aus anderer Sicht hat *Tilman Moser* auf solche Zusammenhänge hingewiesen. Der Psychoanalytiker hatte vor Jahren mit seinem Buch "Gottesvergiftung" große Aufmerksamkeit erregt: dass also ein unterdrückerischer Vater-Gott-Glaube die Menschen krankmachen, neurotisieren kann. Umso überraschender ist, dass er in letzter Zeit sich umgekehrt damit befasste, wie wichtig es ist, dass Kinder und Jugendliche die Erfahrung von Andächtigkeit machen können - schon vom Säuglingsalter an. Moser meint: „Wir wissen noch wenig über die entwicklungsgeschichtliche Entstehung und Bedeutung von Andacht, aber so viel scheint klar, dass schon die ersten beiden Lebensjahre einen Höhepunkt der sichtbaren und spürbaren Ausformung bedeuten. Mit dieser Formulierung weise ich zugleich darauf, dass es mir wahrscheinlich scheint, dass leib-seelische Vorformen von Andacht bereits vorgeburtlich, intrauterin - innerhalb der Gebärmutter - angelegt sind.“ Es gibt Erfahrungen andächtiger Spannung beim Kind - etwa beim Spiel, in der Kommunikation mit der Mutter. Moser scheut sich nicht, solche Erfahrungen als „religiös“ zu bezeichnen. Er meint: „Natürlich ist es wichtig, dass ein solcher langer Augenblick der Andacht in relativer Geborgenheit stattfindet. Dann kann er verknüpft werden mit der Macht der Mutter und ihrer Fähigkeit, später auf Transzendenz zu verweisen.“ Moser sieht das Wesen der Andacht im Gefühl eines „feierlichen Zusammenhangs“, das bereits vorsprachlich beim Kind beginnt. „Wenn der Erlebnishintergrund der relativen Geborgenheit beim kleinen Kind Voraussetzung zu positiver Andacht ist, meine ich, dass es eine Ur-Person für die Entstehung von Andacht für das Kind gibt, die ausreichend gute Mutter. Im schlimmen Fall aber muss sich das Kind eine kompensatorische Andachtswelt suchen: wenn das Erleben mit der Mutter so negativ getönt ist, dass sich zu wenig an ihr dafür eignet, als bergend, heilend oder heilig symbolisiert und später transzendiert zu werden.“

Die frühen Bindungen und Zuwendungen des Menschen entscheiden darüber, ob und wie das Leben später als sinnvoll, sinnhaft erfahren, gelebt, entworfen wird. Die Fähigkeit zum existentiell-religiösen Fragen und damit auch zur Wertebildung, Werte-Anerkennung, Werte-Verinnerlichung ist ein wesentlicher Teil menschlicher Entwicklungs-Kompetenz, Teil der Hirnentwicklung. Die Fähigkeit zum religiösen Staunen, Ahnen, Denken und Glauben - die Auseinandersetzung mit der Gottesfrage also - ist nicht bloß ein Kulturgut unter vielen Kulturgütern, sondern ein Schlüssel, um größere kulturelle Kompetenz zu entwickeln. Umgekehrt muss man befürchten, dass entsprechende Ausfälle womöglich doch nicht zu unterschätzende Hirnentwicklungsstörungen verursachen. Noch ist dieser Bereich wenig untersucht. Doch Hinweise darauf gibt es, dass sich die Sprach- und Denkfähigkeit wesentlich aus religiöser Sprechfähigkeit und einer entsprechenden symbolischen Andachts-Erfahrung nährt.

Menschheitsgeschichtlich gibt es spätestens seit der Herausbildung des *Homo sapiens sapiens* vor etwa 100000 Jahren einen engen Zusammenhang zwischen der Sprachentwicklung und der Entwicklung religiöser wie sozialer Kompetenz. Die erste Sprache des Menschen, die über bloße Signalmitteilung hinausging, scheint mit einem Du-Bewusstsein und einer Jenseitsahnung, ja Gottesahnung verbunden gewesen zu sein. Die Fähigkeit, sich in Worten kommunikativ auszudrücken, setzte das Vorstellungsvermögen eines Ich mir gegenüber voraus, dann auch die geistige Kraft, etwas Ganz-Anderes, Unsichtbares, Transzendentes, Er-

haben es als real denken zu können. Der Bewusstwerdungsprozess des Menschen über Du und Ich ging einher mit einem Bewusstwerdungsprozess über das Göttliche, über Sein und Zeit, Leben und Tod, Nichts und Etwas. Der Mensch wurde Mensch durch die Artikulation solcher Erfahrung in Klang, Form und Farbe. Hier entstanden Kunst und Liturgie. Die Gottesahnung ermöglichte den entscheidenden geistigen Quantensprung hin zum modernen Menschen. Der Mensch wurde durch seine Religionsfähigkeit Mensch. Die Fähigkeit zu Gottesbildern erst trennte ihn endgültig von affen-menschenähnlichen Vorfahren.

Das erste Sprechen schlägt sich nieder im ersten Beten, womöglich dem Urknall moderner Sprachmächtigkeit überhaupt. Im Beten ist jedenfalls der Urschrei des Homo sapiens angesichts von Sterben und Geborenwerden weitergetragen. Das Beten geschieht im Laut, dann auch im Bild. Mit dieser Bewusstseinsbildung durch Sprache wird überhaupt erst ein Sinn für Werte möglich. Alles beginnt mit dem atemberaubenden Staunen: dass überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts. In einem derart lichten Augenblick der Evolution wurde Gottesahnung lebendig, wurde der Mensch fähig für Gott, für Gottesbilder, wurde er liturgiefähig. Eines Tages malte ein Mensch das erste Gebet der Weltgeschichte an eine Höhlenwand, sang einer das erste Gotteslob in den Wind oder trommelte es auf abgenagten Knochen. Im Bruchteil einer Menschheitssekunde begann ein Mann oder eine Frau, von der eigenen Gottesfurcht zu erzählen, diese an Kinder weiterzugeben. Über Laute, Töne, Klänge, Rhythmen, Farben und Linien kam Gott erstmals zu seinen Menschen und der Mensch erstmals zu Gott. Der Mensch wurde Mensch als Mensch Gottes. Der sich selbst unbekannte Mensch erkannte sich vor dem unbekanntem Gott. Er erkannte Gott - und die Moral.

Ich bete, also bin ich - Mensch. Das Beten, oft auch ohne Worte, ist in allen Kulturen die ausdrucksstärkste Form von Sprache, eine Art Urform der Kommunikation überhaupt, der Beginn von Werteeziehung. Ohne den religiösen Ur-Impuls einer Kommunikation zwischen Mensch und Gott hätte sich die geistige Entwicklung des Menschen nicht derart dynamisiert hin zu einer unglaublich vielfältigen, phantasiereichen verbalen wie nonverbalen Kommunikation zwischen Mensch und Mensch, einschließlich der Wertekommunikation. Kein anderes Lebewesen kennt, soweit wir es wahrnehmen, eine vergleichbaren Vielfalt und Ausdifferenzierung von Sprache und Sprachsystemen.

Wenn dem Menschen die Gottesahnung abhanden kommt, stirbt dann womöglich doch die zwischenmenschliche Kommunikation in ihrem Tiefsten, Innersten ab - und damit auch die Kommunikation über Werte? Anzeichen dafür gibt es. Andererseits wissen wir aus der Hirnforschung, dass geistige Prozesse - bis zum moralischen Empfinden - physiologisch, organisch das Gehirn wieder anregen, seine Entwicklung immer neu in Gang setzen und steuern können. Sprache, dieses einmalige Phänomen der Schöpfung, trägt stets die Spur der Ur-Sprache Gottes in sich. Sprache aber steht nie fest. Sprache entwickelt sich. Sprache wird - durch Sprechen. Zu dieser umfassenden geistigen Sprechfähigkeit immer wieder neu erziehen - darin liegt die Hauptverantwortung von Staat, Familie, Schule, Kirche. Darin liegt der Kern der gemeinsamen Werteeziehung.

Der Entwicklungspsychologe *Klaus Großmann* von der Universität Regensburg hat darauf hingewiesen, dass der Sprechprozess des Menschen eigentlich immer vorsprachlich beginnt, in der nonverbalen Sprache der Gefühle. Besonders wichtig ist es, dass der Mensch von Geburt an lernt, eigene und fremde Emotionen zu

deuten, in Sprache zu bringen. Zwischen dem sogenannten limbischen System im Gehirn, in dem unter anderem Emotionen wie Glücksgefühle, aber wohl auch religiöse Wahrnehmungen und andere Reize verankert sind, und der Großhirnrinde, in der rationale Erkenntnis- und Denkprozesse stattfinden, stellen sich Nerven-Verbindungen her. In dem Maß, in dem die Eltern auf die Wohl- und Unwohlgefühle bereits des Säuglings eingehen und diese sprachlich zu deuten versuchen, entwickelt das Kind erste sprachliche Verständnisfähigkeit, selbst wenn es kognitiv noch nicht versteht, was die Worte seiner Bezugsperson bedeuten. Der Gebrauch von Sprache stiftet Sprache. Die Eltern sind die ersten Übersetzer im Selbstfindungs-, im Identitätsprozess ihrer Kinder. Großmann sieht in diesem dialogischen Prinzip die entscheidende Grundlage dafür, dass der Heranwachsende sich emotional verständigen, eigene Beziehungsfähigkeit später etwa zu einem Liebespartner aufbauen kann. Vertrautheit, Bindung und Sprachvermögen in frühen Lebensjahren stiften Bindungs- und Sprechfähigkeit für später. Darauf gründet alle individuelle wie soziale Werteeziehung. So ist und bleibt es die vorrangige Aufgabe von Schule, Elternhaus, aber auch Kirche, Sprach- und Denkvermögen über Bindungsvermögen zu entwickeln und weiterzuentwickeln. Sprechen ist Denken. Und das bedeutet weitaus mehr, als nur Informationswissen aufnehmen, verarbeiten und weitergeben. Mit der Sprech- und Denkkompetenz entwickelt sich soziale Kompetenz.

Der Münchener Kinder- und Jugendpsychiater *Karl-Heinz Brisch* vermutet sogar generationenübergreifende Ursache-Wirkung-Ketten. Die Bindungserfahrung der Mutter in ihrer eigenen Kindheitsgeschichte befähigt zur Bindung ans eigene Kind. Tatsächlich lässt sich das empirisch belegen: „Die sicheren Mütter haben mit hoher Wahrscheinlichkeit sichere Kinder.“ Das heißt nicht, dass sich die Erziehenden skrupulös ängstigen müssen, ob sie alles richtig machen. Die schlechthin perfekte Zuwendung und Bildung gibt es nicht. Jeder macht immer wieder irgendwo irgendwie irgendetwas falsch. Auch Bindungsmängel in der Bandbreite maßvoller Schwankungen sind normal. Kinder können das durchaus gut „wegstecken“. Aber es braucht ein stabiles, zuverlässiges Grundmaß an Zuwendung. Verhängnisvoll ist zum Beispiel die „Sprunghaftigkeit von Müttern“ oder auch von anderen engen Bezugspersonen, die emotionale Unberechenbarkeit, der abrupte Wechsel zwischen intensivster Zuwendung und kalter Ablehnung. Wenn das Kind nicht weiß, woran es eigentlich ist. Das Kind ist keineswegs nur schwach. Aber Kinder sind eben auch nicht einfach nur stark, jedenfalls nicht so stark, sich die Bindung und Bildung selbst zu geben, die ihnen ihre wichtigsten natürlichen Bezugspersonen - darunter die Lehrerinnen und Lehrer - versagen.

Auch die männliche Rolle, insbesondere die des Vaters, wird inzwischen als wesentlich für die Bindungsfähigkeit und die entsprechende emotionale, soziale wie rationale Entwicklung des Kindes erkannt. Entscheidend ist, dass die geradezu symbiotische Verbindung von Mutter und Kind geöffnet, ja aufgesprengt wird, um Raum für neue Erfahrungen zu geben. Die männliche Gestalt öffnet dabei nicht selten die Perspektive des Kindes aufs Unbekannte, Fremde hin. Dabei entsteht Neugier, Bereitschaft auch zum Risiko, sich auf Unbekanntes einzulassen. Der Vater beziehungsweise dessen Anwesenheit hilft, Gefahren richtig einzuschätzen, Angst zu überwinden, neue Standfestigkeit zu erproben, um noch größere Herausforderungen anzugehen. Der Münchener Familienforscher *Wassilios E. Fthenakis* vermutet, dass die Fähigkeit, zwischen Sicherheit und Gefahr unterscheiden zu können, wesentlich durch die unaufdringliche Bindungsnähe



der Väter vorgeprägt ist. Weil sich Väter außerdem weniger als Mütter auf den Sprachstil ihrer kleinen Kinder einstellen, erweitern sie durch die Forderung des Neuen wesentlich den Wortschatz des Nachwuchses. In der Polarität des Spiels zwischen Bindung und Herausforderung lernt der Mensch so, sich auf Andere einzulassen, ja sich ins Ganz-Andere vorzuwagen. Für die Werteerziehung ist also der Vater beziehungsweise der männliche lehrende Pol immens wichtig. Er befähigt zur Neugier aufs Fremde, zu einer kalkulierten Risikobereitschaft. Das Fremde tritt uns in einem multikulturellen gesellschaftlichen Umfeld inzwischen tagtäglich gegenüber.

Bis zur fremden Heimat Kirche. Auch da ist erst einmal Raum zu schaffen für Neugier. Ohne Risiko, ohne Wagnis fürs Fremde kein Glaube. So wie die Väter die Kinder der symbiotischen Einheit mit der Mutter entziehen müssen, damit sie fähig werden, sich eigenständig auf Neues und Unbekanntes einzulassen, braucht es auch die männliche Rolle von Vätern in der religiösen Erziehung der Kinder. Auch bei der christlichen Werteerziehung müssen die Heranwachsenden aus einer allzu massiven symbiotischen Vereinnahmung durch die Mutter Kirche erst einmal herausfinden können in die Weite, um das Fremdartige und Gefährliche, das Anstößige des christlichen Glaubens mit vernünftiger Neugier auszuprobieren - bis sie dann vielleicht doch Bekanntes und Vertrautes in der Freiheit der Kinder Gottes wieder aufspüren.

Ein unterschätztes Problemfeld - auch der Werteerziehung - ist die Überbehütung des Kindes, wenn es alle Projektionsbedürfnisse der Eltern erfüllen soll. Dann wird es in Watte gepackt. Ihm wird jeder Wunsch erfüllt, noch bevor es sich überhaupt darüber fragend klar werden kann. Überbehütung durch Überbindung ist ein besonders schwerer Fall von emotionaler Bindungslosigkeit, was eine realistische Werte-Entwicklung erschwert. Das rechte Maß aus Nähe und Distanz wird hier nicht mehr gefunden. Werteerziehung verlangt Augenmaß auch für dieses Wechselspiel aus Zuwendung und Forderung, Anbindung und Freisetzung.

Besonders dramatisch freilich wird es, wenn bei Heranwachsenden die „Regulatoren des Wohlbefindens“ ganz ausfallen. Dann - so beobachtet die Göttinger Psychoanalytikerin und Kinderärztin *Annette Streeck-Fischer* - wird Gewalt oft zum „Liebesersatz - oder besser Liebesobjekt... Sie wird um ihrer selbst willen geliebt.“ Dass auch diese Extremfälle massiv zunehmen, ist eine große Herausforderung der Erziehung.

Ein krasses Beispiel für Gewalt als Liebesersatz, als Ersatz für Anerkennung ist die Ausländerfeindlichkeit, die zunächst verstärkt in Ostdeutschland zu beobachten war aber ebenfalls in Westdeutschland zugenommen hat. Viele Gründe wurden dafür genannt - von der Arbeitslosigkeit bis zu allgemeinen Frustrationen in der Nach-Wende-Gesellschaft, auch Langeweile. Im Geflecht der vielen Faktoren, die zum Werteverlust führten, lässt sich einer aber wohl nicht länger leugnen, der auch im Westen stärker wird: die geistige Leere, die Sinnleere. Die Bedrohung durch die Sinnlosigkeit und Aussichtslosigkeit des sterblichen Lebens ist die vermutlich stärkste Wurzel von Aggression und Verzweiflung, eine Krankheit zum Tode. Doch über Religiöses spricht man in diesen Zusammenhängen meistens nicht. Dabei lässt sich ein auffälliger Zusammenhang zwischen solcher Gewalt und einem volkstümlichen Atheismus als Massenphänomen nicht leugnen.

Wir wissen es aus vielen psychologischen Erkenntnissen längst: Sinnlosigkeit durch dauerhaften religiösen Entzug stiftet früher oder später Aggressivität. Dass es Gott, dass es ein ewiges Leben nicht geben darf, dass der Glaube eine Illusion und das irdische Leben eigentlich sinnlos, absurd, zufällig, am Ende aussichtslos sei - das ist ein „Denkverbot“, das gerade Heranwachsende dauerhaft belastet. Egal, was ich tue, unternehme, wofür ich kämpfe - am Schluss kommt der Tod, die Leere, das Nichts, nichts mehr? Derartige Hoffnungslosigkeit kann auf Dauer nicht ohne psychische Folgen, ohne psychische Verletzungen bleiben gerade für jene Menschen, die am Anfang ihres Lebens stehen. So weitet sich mit dem Willen zur Werteerziehung in Familie und Schule nochmals der Horizont: Wie können wir lernen, die Gottesfrage als Existenzfrage in uns wieder zu stellen und dabei auch unsere Gotteszweifel redlich zu bearbeiten?

Es ist an der Zeit, diese gesellschaftlichen Schweige-Tabus zu brechen und die Tatsachen offen anzusprechen. Der Erziehungswissenschaftler *Rainer Winkel*, der in einem sozialen Brennpunkt-Stadtteil von Gelsenkirchen eine evangelische Gesamtschule aufgebaut hat für Kinder und Jugendliche, die aus sozial schwierigen Verhältnissen kommen, meint: Entscheidend sei, die gehetzten Kinder „aus dem Veitstanz ihrer Ich-Kultur“ herauszubringen. „Food, fun und fantasy“, Essen, Spaß und Nervenkitzel seien zu den großen Heilsbringern unserer Erlebnis-kultur geworden. Doch der große Lebenshunger junger Menschen ist damit nicht zu stillen: „Wenn Leben sich reduziert auf Spaß, wo bleibt dann der Sinn?“ Dieser sei der entscheidende Maßstab von Erziehung.

Der Professor bedauert, dass sich unter den Erwachsenen eine Art erzieherischer Nihilismus ausgebreitet habe, der selbst in Sinnlosigkeit und Enttäuschungen wurzelt und die Kinder spüren lässt: „Es ist eh alles vorbei.“ Das Leben hat keinen Sinn, also genießt! Dagegen verlangt Winkel, dass sich die Schule gegen die Spaßkultur wehrt und wieder der eigentlichen Bildungsaufgabe stellt. Bildung macht nicht nur Spaß. Sie verlangt emotionale wie rationale Auseinandersetzung, Offenheit, Wahrnehmung, Disziplin, manchmal Härte. „Den Menschen über Bildung erst in die Welt zu setzen“ - das sei die Aufgabe. Dazu gehört wesentlich religiöse Bildung, was ein großes Problem ist, weil über die Hälfte der jungen Leute heute faktisch areligiös aufwächst und auch viele Lehrer der religiösen Frage distanziert bis blasiert gegenüberstehen. Eine moderne Schule hat aber nicht nur zur Aktivität, sondern auch zur Stille anzuregen, zum Schweigen, zu kontemplativ-nachdenklichen Grundhaltungen, zu den letzten Fragen unserer Existenz.

In unserer Gesellschaft hat sich leider eine strukturelle, wenn auch ungewollte Rücksichtslosigkeit gegenüber Kindern - insbesondere gegenüber deren innersten Bedürfnissen - durchgesetzt. Was Kinder seelisch wirklich brauchen, wird öffentlich nicht wahrgenommen. Viele Erwachsene sind Kinder einfach auch nicht mehr gewöhnt. Jeder dritte Mann und jede dritte Frau von heute bleiben ein Leben lang kinderlos. Woher sollen sie - zumal wenn sie selbst als Einzelkinder aufgewachsen sind - erfahren, was Kinder eigentlich wollen?

Die negativen Entwicklungen sind freilich kein Geschichtsgesetz und kein zwanghaftes Schicksal, dem man ohnmächtig ausgeliefert bleibt. So meinen manche Zeitbeobachter und Trendforscher, dass die egoistische Single-Kultur mit all ihren Schattenseiten ihren Höhepunkt womöglich schon überschritten hat.

Auffällig ist, dass in allen Umfragen - gerade unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen - Familie und gute, treue eheliche Beziehungen den höchsten Stellenwert einnehmen, auch wenn Anspruch und Wirklichkeit noch weit auseinander klaffen. Auch eigene Kinder gewinnen wieder an Bedeutung. Der Freizeitforscher *Horst Opaschowski* vermutet: „Irgendwann hört der Spaß auf, wenn die Sinnfrage unbeantwortet bleibt.“ Der Trend zur Individualisierung kehre sich um. Die Mehrheit der jungen Leute entdecke wieder Werte wie Beständigkeit und Verlässlichkeit. Die Ansicht „Man kann auch ohne Ehe, Kinder und Familie glücklich sein“ finde bei der jüngeren Generation immer weniger Anhänger.

Zuletzt entdeckte der „*Spiegel*“ die „neuen Werte“: Das Hamburger Nachrichtenmagazin meint: bürgerliche Werte wie Ordnung, Höflichkeit, Disziplin, Sauberkeit, Familie und Ehe seien wieder gefragt, ja: „Sittlichkeit“ und „gute Autorität“. „In vertrauter Runde gestehen Eltern sogar, auch wieder das Abendgebet eingeführt zu haben, sich dabei aber ähnlich hilflos zu fühlen wie beim Absingen der Volkslieder - sie selbst sind weder mit dem einen noch mit dem anderen aufgewachsen.“

Die „*Neue Zürcher Zeitung*“ stellt fest: „Das Individuum des 21. Jahrhunderts sieht sich mit einer Vielfalt von Optionen konfrontiert. Wo früher verbindliche Traditionen und moralische Instanzen Orientierung stifteten, muss heute in einem Werteppluralismus mit dem Druck aus selbstverantworteten Entscheidungen, Neuentscheidungen und Nichtentscheidungen gelebt werden. Fest steht: Arbeit und Beruf werden immer wichtiger. Viele Frauen und Männer wollen auch erst einmal ihre gute Bildung und Ausbildung nutzen, bevor sie sich privat festlegen. Wenn der Beruf es verlangt, wird nicht nur die Arbeitsstelle, sondern auch der Wohnort gewechselt. Eine mögliche Folge: Menschen können so schwer Wurzeln schlagen.“ Aber sie wollen Wurzeln schlagen. Und sie suchen nach verlässlichen Werten. Die gute eheliche Partnerschaft, die eigenen Kinder sind und bleiben für die meisten jungen Menschen ein großer Lebenstraum, der sich allerdings schwer verwirklichen lässt.

Möglicherweise eröffnen sich hier doch Chancen ebenfalls für eine religiöse Werteerziehung. Die vorrangige Zielgruppe der Kirche dafür sind jedoch weniger die Kinder und Jugendlichen als die jungen Erwachsenen, die in ihren Beziehungen und im Beruf da und dort schon ihre ersten positiven wie negativen Erfahrungen gesammelt haben. Der Baseler Soziologe *Ueli Mäder* sieht in dieser Gruppe ein tatsächlich wachsendes Bedürfnis nach Sinn, nach verbindlicheren Werten, auch nach stabileren Zweier-Beziehungen, nach echter Geborgenheit, die allein hilft, „dass die Menschen Höhen und Tiefen im Leben bewältigen können“. Wo die letzte Sicherheit noch fehlt, wo man erst Ausschau halten muss nach stabileren Werten, werden Zwischen-Instanzen der Vertrautheit und Verlässlichkeit immer wichtiger. Da entstehen dann Netzwerke von Freunden, Szenen, Kulturzirkel - etwa durchs Kino. Gleichgestimmte treffen sich in bestimmten Diskotheken, Fitnessstudios, Klubs, wo man zumindest eine Vorstufe von Heimat findet, solange die richtige Heimat noch aussteht. Die vorläufigen „Beheimatungen“ sollen helfen, eine verbindlichere Heimat zu entdecken, vorzubereiten.

Ohne derartige Netzwerke, in denen man gemeinsame Werte entdeckt - Soziologen sprechen bereits von der „Netzwerkgesellschaft“- geht für jüngere Leute praktisch nichts mehr. Zu den Gesinnungsgemeinschaften verabreden sie sich

spontan, flexibel, mobil, schnell - über Handy, SMS, Internet. Für etliche Zeit ersetzen diese Zwischen-Instanzen sogar eine feste Partnerschaft oder Familie. Doch vermutet Mäder: „Die Freiheiten, die unser persönliches Erleben wie auch den gesellschaftlichen Zusammenhalt prägen, laufen oft auf die Wahl einer langfristigen Verlässlichkeit hinaus.“ Die Disco wird nicht selten - wenn auch nach unzähligen vergeblichen Versuchen - zum Eheanbahnungsinstitut. Kontaktbörsen über den Internet-Chatroom führen gar nicht so selten von einer anonymen virtuellen Zweisamkeit in die konkrete. Die Schweizer Tageszeitung stellt fest: „Immer mehr Menschen suchen die Hilfe eines Experten. Andere wenden sich an eine Partner- oder Freizeitagentur oder klicken sich durchs Internet.“ Mit der Ausbreitung der „Single“-Kultur entsteht auch wieder eine neue „Gefühlskultur“. „Ganz pragmatisch steht heute den Menschen offenbar der Sinn wieder vermehrt nach Dingen, die knapp sind. In schlechten Zeiten vor allem nach etwas, was die Seele wärmt - auch auf der Ebene persönlicher Beziehungen. Wo einst individuelle Freiheit als oberste Maxime der Moderne galt, gibt es heute eine Gegenbewegung hin zu mehr individueller Bindung.“ Und damit zugleich eine Bewegung hin zu vertrauten und vertrauenserweckenden Werten.

Auch eine Bewegung hin zu Gott, eine Sehnsucht nach religiösem Sinn? Leider scheint sich in dieser Hinsicht in den westlichen Kulturen momentan noch nicht allzu viel zu regen. Allerdings sind die säkularen Trends alter-neuer Wertebildung für die Kirchen hochinteressant, sollten auf keinen Fall unterschätzt werden. So wie die jüngere Generation sich in den privaten Beziehungen nicht voreilig festlegen kann und will und lieber erst einmal gewisse „Zwischenräume“ zur Kontaktpflege ausprobiert, könnte es auch mit dem Christsein oder dem Christwerden sein. Kaum ein Jüngerer wird sich gleich an eine Pfarrgemeinde binden. Immer bedeutsamer wird es daher, dass sich auch bei der religiösen Werteeziehung lockere christliche Szenen anbieten, wo es einfach interessant ist, wo man nette und junge Leute trifft, wenn einem danach ist, wo man Kontakte pflegt, miteinander redet, feiert, etwas erlebt.

Das Erlebnis, das Ereignis, der Event ist für den Glauben nicht wenig, sondern viel. Längst wird das Ereignishafte - je nach Bildungsmilieu und Bildungsgeschmack - ja auch christlich genutzt und gefördert. Ob ein berühmter Schauspieler wie *Gérard Depardieu* in Kathedralen aus den „Bekenntnissen“ des Augustinus liest, ob man Weltjugendtage, Taizé, eine Papstaudienz besucht - oder Kirchentage. Wallfahrten mitsamt ihrer christlichen Volksreligiosität bieten seit eh und je Ereignisfelder natürlicher und sinnlicher Theologie an, wo man nicht nur Gott, sondern auch die Freude am Dasein feiert, die Lust am Leben - und darin auch die Lust aufs ewige Leben, die Freude an Erlösung, Rettung und Auferstehung durch die Nacht des Kreuzes hindurch.

Der Herausgeber und Chefredakteur der Wochenzeitung „Die Zeit“ und frühere Kulturstaatsminister *Michael Naumann* sagte: Hauptaufgabe der Kirche sei es, die Gottesfrage in der säkularen Gesellschaft wachzuhalten, sie wieder zu wecken. Allein dadurch könne das Christentum für moderne Menschen wieder attraktiv werden, dass es die Fähigkeit hat, „die Sehnsucht nach dem Numinosen, Rätselhaften, Unerklärbaren zu stillen“. Die Kirche sei leider viel zu sehr „zu einer sozialen Dienstleisterin des in einer entfremdeten Gesellschaft lebenden Menschen geworden“. Soziale Hilfe und Moralappelle sind gewiss nicht unwichtig. Doch soziale Dienstleistung sei nicht die zentrale Aufgabe des Christseins, vielmehr - so sagt es Naumann mit einem theologischen Ausdruck: „die Vorbe-

reitung auf das Eschaton“, also die Vorbereitung auf das Reich Gottes, auf das ewige Leben. Hier liegt der Kern aller Werteerziehung, in der Staat und Kirche zum Wohl der Gesellschaft wie der Einzelnen zusammenwirken sollen und müssen.

Ereignisse, Netzwerke, Szenen sind heute die aufregenden und verheißungsvollen Experimentierfelder junger Leute - äußerst bedeutungsvoll auch für ihre Wertebildung, ihre religiöse Bildung, ihre Glaubensbildung. Junge Leute interessieren sich überall zunächst einfach einmal für das, was Gleichaltrige interessiert - und wo sie diese treffen, um Kontakte zu knüpfen. In der Religion ist das nicht anders als im übrigen Leben.

Die Erkenntnisse von Hirnforschern, Psychologen und Pädagogen haben aufgedeckt, dass es tiefere Zusammenhänge gibt zwischen Bindung und Bildung, elterlicher Treue und Beziehung zum Kind, zwischen Sinnbildung und Hirnbildung, Wertebildung und religiöser Bildung, Gottvertrauen und Weltvertrauen. Freilich braucht es immer seine Zeit, bis sich neue-alte Erkenntnisse in der Breite einer Gesellschaft und auch in der Politik durchsetzen, bis sie populär werden und im praktischen Leben größere Beachtung und Anerkennung finden. Auch dann werden uns natürlich weitere Erziehungsprobleme nicht erspart bleiben. Den idealen Menschen gibt es nicht und wird es auf Erden nicht geben, nicht den idealen Vater, nicht die ideale Mutter, nicht das ideale Kind, nicht den idealen Lehrer, Erzieher, Bildungspolitiker oder Pfarrer - auch nicht den idealen Papst. Das sollte uns bescheiden machen.

Viel ist schon gewonnen, wenn die Menschen wieder mehr Gespür dafür entwickeln, dass die Bindungsfrage eine Bildungsfrage ist und umgekehrt. Werteerziehung verlangt von jedem Einzelnen - ob in Schule, Familie oder Kirche -, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, immer wieder neu herauszutreten aus selbstverschuldeter Unmündigkeit und selbstverschuldetem Infantilismus: in der Partnerschaft ebenso wie gegenüber dem Nachwuchs, im Beruf wie in der Freizeit, in der wissenschaftlichen Welterkenntnis wie in der Religion.